

konferenz abhielt. „Methan hin, Methan her!“ Bolton bleibt dabei, daß unter der Po-Ebene reiche Oelquellen liegen, die mindestens acht Millionen Tonnen im Jahr ausspucken können. Bolton müßte es eigentlich wissen.

Er ist heute 50 Jahre alt. Seit 1927 bohrte er bei Mussolini und dann in der Po-Ebene. Als Präsident der italienisch-amerikanischen SPI (Società Petroli d'Italia) gab er fünf Millionen Dollar für Oel-suche aus.

Nach dem Kriege kam er nach Italien zurück, bohrte wieder einige Monate am Po herum und schlug dann der Regierung in Rom den Abbau großen Stils vor. Zwölf Prozent für den Staat und den Rest für Standard Oil. Den Italienern war das zu wenig. Worauf Bolton meinte, er könne dann eben Italien nicht zum ersten Oel-land Europas machen.

Der Berliner Spezialist Anton Raky kam vor 25 Jahren zu ganz ähnlichen wissenschaftlichen Ergebnissen wie Bolton. Auch damals gab es in Italien für eine Woche Oelfieber mit Höchsttemperaturen. Aber als nicht über Nacht ein Klein-Kalifornien entstand, verloren die Italiener Lust und Ausdauer.

Diesmal geht die Oelsuche weiter. Fieberhaft und systematisch. Der Methanabbau wird in großem Stil angekurbelt. Immer neue Arbeiter werden ein- und Bohrtürme aufgestellt. Die Oelfieberkurve schwankt. Aber stündlich kann eine neue Alarmmeldung kommen.

Der Polizeipräsident von Cremona beunruhigt sich inzwischen über die starke Zuwanderung leichter Mädchen. „Die riechen, wo schweres Geld liegt“, kommentierte das Intelligenzblatt der Provinzhauptstadt.

## Gott und Trujillo geben dir Milch

Neben den Gebeinen des Columbus

Der dominikanische Soldat Leopoldo Rodriguez ist mit dem höchsten für einen Landser erreichbaren Orden seines Landes dekoriert worden, dem militärischen Verdienstorden 4. Klasse. Er ist Soldat in der 4000-Mann-Armee der Dominikanischen Republik und hat das Verdienst — oder die Schuld, wie andere es nennen —, daß Diktator Trujillo noch immer im Amt und am Leben ist. 3000 verbitterte politische Gegner des Diktators wollten es gewaltsam beenden.

Seit Jahren hatten dominikanische Flüchtlinge im benachbarten Kuba Dollar auf Dollar gehäuft, um sie in Maschinen-gewehren, Bomben und Flugzeugen anzu-legen. Ende September vorigen Jahres verhafteten kubanische Armee-Einheiten im Osten der Insel erstmals einige hundert dominikanische Flüchtlinge, die von dort eine Invasion in die Dominikanische Republik starten wollten. Kürzlich ver-suchten es die Desperados zum zweitenmal.

Ende Juni landeten die ersten drei PBY-Flugboote an der Nordküste der Mulatten-republik, um den brutalsten Diktator La-teinamerikas zu entthronen. Die Bevölke-rung des Städtchens Luperon wollte mit-helfen. Nur Soldat Rodriguez, der gerade dort auf Urlaub war, nicht.

Er erinnerte sich des Schicksals einiger Meuterer, die vor Jahren auf Befehl des Präsidenten im Schlaf erstochen worden waren. Rodriguez rief die nächste Garni-son an. Kurze Zeit darauf war das Schick-sal der Invasions-Revoluzzer besiegelt.

Die „Aera Trujillo“, 1930 begründet, scheint damit erneut für die nächsten Jahre gesichert. Damals machte sich der schlanke, betont elegante Mulattengeneral Dr. Rafael Leonidas Trujillo y Molina

zum absoluten Herrscher über den kleinen Antillenstaat, der einstmals von Columbus gegründeten ersten Niederlassung der Spanier in Amerika. Der Diktator be-trachtet die karibische Republik, die etwa halb so groß ist wie Portugal, mit ihren zwei Millionen Negern und Mulatten als sein Privateigentum. „El Jefe“ (der Führer), wie er sich selbst gern nennt, re-giert das Land selbst für lateinamerika-nische Begriffe sehr persönlich.

Er ist durch seinen das Land beherr-schenden Familientrust gleichzeitig der größte Geschäftsmann des Staates. Er selbst besitzt das Monopol für Salz, Tabak, Kaffee und Kakao. Nur er hat das Recht; Bergwerke auszunutzen und Streichhölzer zu verkaufen.

Trujillo ist auch der größte Viehhändler der Republik, besitzt das modernste Schlachthaus der Insel und fixiert die



Heil Trujillo, dem Führer  
Diktator mit demokratischem Alibi

Preise für den Verkauf von Vieh und Fleisch.

Seine Kühe werden durch Soldaten der Armee gemolken. Die Milch wird an die von ihm geführte Dominikanische Partei verkauft. Die Partei bringt die dafür not-wendigen Gelder durch „freiwillige Ab-züge“ von den Gehältern der Staatsbeam-ten auf und verteilt die Milch kostenlos an Bedürftige. Parteiamtlich heißt es dann: „Gott und Trujillo geben dir Milch!“

Setzt man sich auf der Strandpromenade der nach dem „Führer“ benannten Haupt-stadt Ciudad Trujillo auf eine Bank, so liest man auf einem kleinen Schild: „Den Schatten dieses Baumes verdankst du Trujillo.“

Die Trinkwasserbrunnen der Stadt tra-gen Bronzeplatten mit der Inschrift „Gott und Trujillo beliefern euch mit Wasser“. In den Avenidas leuchten abends in Neonlicht die Worte „Trujillo für immer“ und „Gott und Trujillo“. Jedes Auto muß auf dem Nummernschild das Schlagwort „Es lebe Trujillo“ tragen, und auf den Führerscheinen ist sogar ein „Heil Tru-jillo“ aufgedruckt.

Die Zeitungen müssen bei jeder Erwäh-nung des Namens Trujillo auch den Band-wurm von offiziellen Titeln mit ab-drucken: „Präsident der Republik, Gene-ralissimus, Wohltäter der Nation, Befreier des Vaterlandes, Wiederhersteller der finanziellen Unabhängigkeit, Gründer und Oberster Führer der Dominikanischen Partei, Schützer der Kunst und Wissen-schaften.“

Ueber 1800 Denkmäler verkünden allein in der Hauptstadt den Ruhm des „Vaters des Vaterlandes“. Mehr als hundert do-minikanische Städte sind in „Trujillo“ umgetauft worden.

Des Wohltäters Mutter Julia Molina wurde durch Beschluß des Kongresses zur Nationalheiligen gekürt. Sie erhielt den Titel „Erste Mutter des Landes“.

Die Industrie des Landes ist mit Aus-nahme der Zuckerindustrie in den Händen von Trujillos Familie. Zu Trujillos eigenen Monopolen kommt das seines Schwieger-sohnes Ramon Savinon für die National-lotterie und das seines Bruders Anibal hinzu, der die einzige zugelassene Konzession für Mahagoniholz zu Geld macht. Ein zweiter Bruder leitet das Transportwesen.

Sogar die Verwaltung der Bordelle ist in der Familie geblieben. Trujillos Frau — die dritte — ist Besitzerin des Wäscherei-monopols und verkauft der Republik und ihren Bürgern außerdem alle Haus- und Küchengeräte sowie Stahl- und Eisen-erzeugnisse für das Bauwesen.

Trujillo selbst ist auf diese Weise längst Multimillionär geworden. Sein Vermögen, das er vorsichtshalber hauptsächlich in Argentinien, Puerto Rico und in den USA investiert hat, wird auf 30 Millionen Dollar geschätzt. Seine durchschnittliche Jahreseinnahme wird nach vorsichtigen amerikanischen Schätzungen auf fünf Millionen Dollar beziffert.

Das einzigartige Organisationstalent Tru-jillos hat sich nicht nur auf wirtschaft-lichem Gebiet bewährt. Auch die Politik hat der 58jährige Diktator monopolisiert. Eine Opposition gibt es praktisch nicht. Während und nach dem Kriege ließ der vaterländische Wohltäter Scheinparteien zu, um dem mißtrauischen Washington gegenüber eine Art demokratisches Alibi vorweisen zu können. Aber Opposition dürfen die Oppositionsparteien nicht treiben.

Bei den letzten Wahlen wurden von den Aufsichtsbeamten — ohne besondere Auf-forderung von seiten des Wählers — die Wahlzettel für Trujillo gekennzeichnet und in die Urne gesteckt. Ein Wahlvorsteher erklärte ausländischen Beobachtern, daß dieses System eine Menge Verwirrung erspare.

Verwirrung erspart sich der Mann, der seit 17 Jahren die Dominikanische Republik beherrscht, auch durch die wirksame Be-strafung aller Andersdenkenden. Die amerikanische „Foreign Policy Association“ hat die bisherige Zahl der Todesurteile mit 5000 bei einer Gesamtbevölkerungszahl von zwei Millionen errechnet.

Brutale Rücksichtslosigkeit ist die Maxime des nach außen hin charmanten Diktators, dessen Vater einst in Hand-schellen als Viehdieb durch die Hauptstadt geführt wurde. Aber Brutalität herrschte in Santo Domingo schon immer vor. Ueber den gewalttätigen Negerklaven Dessalines, der sich 1804 zum Kaiser von ganz Haiti machte, den korrupten, bedenkenlosen Prä-sidenten Buenaventura Baez der 50er und 60er Jahre und den grausam-wollüstigen Negergeneral Ulisses Heureaux am Ende des vorigen Jahrhunderts führt ein gerader Weg zu Trujillo. Mit einer Ausnahme: Trujillo leistete mehr für sein Land als alle seine Vorgänger zusammen.

Er rottete das Bandenunwesen aus, baute Straßen, legte Sümpfe trocken und reorganisierte die Finanzen. Er tilgte die ungeheure Schuldenlast der Republik. Bei seinem Amtsantritt 1930 waren 75 Prozent des Volkes Analphabeten. Heute sind es nur noch zehn Prozent. Auch seine Gegner streiten nicht ab, daß er über Initiative, Energie und Organisationstalent verfügt.

Trujillo ist es schließlich zuzuschreiben, daß die Dominikanische Republik heute kein Spielball der Mächte mehr ist. Einst spielten Spanien, Frankreich und die Vereinigten Staaten entscheidende Rollen in der Geschichte des Landes. Auch das kaiserliche Deutschland hätte gern mitgespielt.

1903 landete ein deutsches Kriegsschiff 150 Mann zum Schutz der deutschen Konsulate. Die britischen wurden gleich mitbeschützt. 1904 wollte ein dominikanischer Schläufkopf aus der Rivalität der Großmächte profitieren. Er schlug einen geheimen Protektorsvertrag mit dem deutschen Kaiser vor. „dessen Handelsrivale die USA sind“.

1916 trat statt dessen jedoch eine US-Militärregierung die Herrschaft in San Domingo an. Der US-Navy gefiel es auf der schönen Insel so gut, daß sie für die Besetzung „a minimum period of 20 years“ propagierte. Das State Department war anderer Meinung. 1924 gingen die Mariner wieder an Bord. Der Aufstieg des einstigen Zuckerplantagenarbeiters Trujillo begann.

In der Kathedrale der nach ihm benannten Hauptstadt, in der sein Vater bereits bestattet ist, will Trujillo einst neben den Gebeinen von Christoph Columbus beigesezt werden. Die Zerstörer „Hotspur“ und „Flame“, die er in den letzten Monaten von England kaufte, und die jetzt in den Staaten erworbenen zehn Bomben- und sechs Kampfflugzeuge sollen garantieren, daß er nicht vorher eines gewaltsamen Todes stirbt.

## Musterländer ohne Steuern

Aus einer freien Liebe

Tief beugte im Regierungspalast von Monaco der interimistische Staatsminister Bianchy seinen glattrasierten Mussolinikopf über das vor ihm liegende Aktenstück. Darin stand schwarz auf weiß, daß der einstige französische Ministerpräsident Paul-Boncour die Vertretung der „legitimen Ansprüche“ des Marquis Léonor Alfred Guigne de Moroton de Chabrillan auf den Fürstenthron von Monaco übernommen habe. Monsieur Bianchy brauchte nur wenige Minuten, um den Entschluß zu fassen, seinen jungen Herrn deswegen nicht um eine Sonderaudienz zu bitten.

Denn Fürst Rainier III. von Monaco erfuhr schon vor fast zwei Monaten, ausgerechnet bei der Beerdigung seines Vorgängers und Großvaters, von der Existenz des Thronrivalen. Vorher hatte der Marquis aus seinem Pariser Exil nie irgendwelche Ansprüche angemeldet. So starb der fast achtzigjährige Fürst Ludwig II. in dem beruhigenden Gefühl, die Thronfolge bestens geregelt zu haben. Aber er hatte seine testamentarischen Rechnungen ohne den Marquis und die findigen französischen Rechtsanwälte gemacht.

Der achtzigjährige Marquis macht sich jetzt mit dem Geschick die leicht verworrenen Familien- und Erbschaftsverhältnisse des monegassischen Fürstenhauses zunutze. Als 1922 nämlich Ludwig II. seinem Vater Albert I. folgte, der sich als Ozeanologe und Gründer des Aquariums von Monaco Welt- ruhm erwarb, da war er zwar unverheiratet, aber Vater einer Tochter aus einer

freien Liebe. Er machte diese Tochter, Prinzessin Charlotte, zur Thronfolgerin und Herzögin von Valentinois und verheiratete sie mit dem Grafen von Polignac, von dem er sie später eigenhändig wieder schied.

Während des letzten Krieges verzichtete die Prinzessin Charlotte auf die Thronfolge zugunsten ihres ältesten Kindes, der Prinzessin Antoinette. Doch auch der war die Fürstenkrone zu schwer, und sie gab ihre Rechte darauf an ihren Bruder, den Prinzen Rainier, weiter. Ihr alter Großvater war es zufrieden, daß nun nach ihm wieder ein Mann die Krone tragen sollte.

Gleich nach Ludwigs Tode trat nun der Marquis de Chabrillan auf den Plan und



Illegitime Ansprüche

Fürst Rainier III. — von den Franzosen gestützt

erklärte in einem feierlichen Schreiben dem französischen Staatspräsidenten und Schutzherrn von Monaco, daß er der einzig legitime Nachfolger Ludwigs II. sei. Denn mit diesem sei das Fürstenhaus Grimaldi im Mannesstamm erloschen. In Monaco aber gelte das salische Gesetz, nach dem weibliche Linien nicht zur Thronfolge berechtigt sind. Illegitime schon gar nicht.

Er, der Marquis, sei als direkter, männlicher Nachkomme von Ludwigs Großvater jetzt erstberechtigt. Früher hätte es in einem solchen Falle einen Erbfolgekrieg gegeben. Heute wird die Frage mit Stempelpapier und notariellen Schriftsätzen geregelt.

Der Marquis hofft, seine Ansprüche durchzusetzen, ehe noch der 26jährige Rainier nach Ablauf der sechsmonatigen Hof-

trauer feierlich zum Fürsten gekrönt wird. Doch Rainier sieht mit den jetztwilligen Verfügungen seines lebenslustigen Großvaters das Recht auf seiner Seite. Er meint, daß auch die Franzosen ihm wohlgesonnen sind. Mit ihnen hat er im letzten Krieg als Leutnant im 7. algerischen Regiment gekämpft. Und im vergangenen Jahr beförderten sie ihn zum Oberst.

Neben dem Wackeln seines Thrones hat der junge Fürst auch andere Sorgen. Monaco, mit dem Spielkasino von Montecarlo einst Mittelpunkt der mondänen Welt, hat heute viel von seiner alten Anziehungskraft verloren. Die Zahl der Touristen, die im letzten Jahr vor dem ersten Weltkrieg fast zwei Millionen betrug, ist heute auf kaum mehr als eine Viertelmillion gesunken. Das Kasino lebt im Schatten früheren Glanzes.

Dabei tut Monaco nach wie vor sein möglichstes, um den Fremdenverkehr wieder zu verstärken. Achtundachtzig, über die ganze Welt verstreute monegassische Konsulate machen Propaganda für das Musterland ohne Steuern: wer fünf Jahre in Monaco ansässig ist, wird von allen direkten Steuern befreit. Auch sonst wissen die Monegassen, was sie ihrem Rufe schuldig sind. Es gibt keine Streiks, keine politischen Demonstrationen, im ganzen Lande nur zwanzig Kommunisten, dafür aber einen eigenständigen Beveridge-Plan.

Wer in Monaco arbeitet, der arbeitet für die mit, die das nicht mehr können. Auf vier Arbeiter entfällt ein Pensionär. So werden jedem Arbeiter sechs Prozent seines Lohnes abgezogen, und ebensoviel entrichtet der Arbeitgeber. Das macht bei vier Arbeitern 48 Prozent. Zwei Prozent schießt der fürstliche Staat hinzu, und jeder nicht mehr Arbeitsfähige bekommt die Hälfte seines einstigen Lohnes.

Die Monegassen sind auch sonst in jeder Beziehung fortschrittlich. Auf die 24 000 Einwohner des Fürstentums, von denen nur 2000 wirkliche Monegassen, die übrigen vor allem Italiener und Franzosen sind, entfallen 2300 Telefone, 2000 Autos und 3000 Rundfunkgeräte. Die Polizisten würden mit Leichtigkeit jeden internationalen Höflichkeitswettbewerb gewinnen.

Die Monegassen erhoffen sich einiges von der Sportliebe ihres jungen Fürsten. Schon als Thronfolger gab er Fußball und Tennis, Golf, Radfahr- und Autosport einen beachtlichen Auftrieb. Da Rainier sich zudem wie sein Urgroßvater für die Ozeanforschung begeistert, erwartet auch das Aquarium fürstliche Zwendungen. Die ganze Bevölkerung hofft, daß der energische schnurrbärtige Jüngling sich bald eine ebenbürtige Landesmutter suchen wird.

Von den drei Regierungsräten, die das monegassische Kabinett bilden, nimmt der für öffentliche Arbeiten, Pierre Bianchy, gegenwärtig auch die Geschäfte des Staatsministers wahr. Früher fuhr er oft zum Skifahren in die italienischen Alpen. Da würde er mit seinem kalten Schädel, den durchdringenden Augen und dem energischen Kinn regelmäßig mit dem „Duce“ verwechselt und mußte sich ebenso unverdient wie unerwünschte Ovationen gefallen lassen.

Mittelpunkt des kleinen Fürstentums ist der malerische Hafen, in dem Vergnügungsdampfer und Jachten amerikanischer Millionäre ankern. Auf der einen Seite erheben sich die Gründerzeit-Türme des Kasinos, auf der anderen der Berg von Monaco mit dem Aquarium und dem fürstlichen Schloß. Vor dem stehen zwei uralte Kanonen. Daneben ein paar schön kostümierte Soldaten. Fürst Rainier ist der Ansicht, daß der Marquis de Moroton de Chabrillan schon wegen der Soldaten und Kanonen keinen Marsch auf Monaco wagen wird.